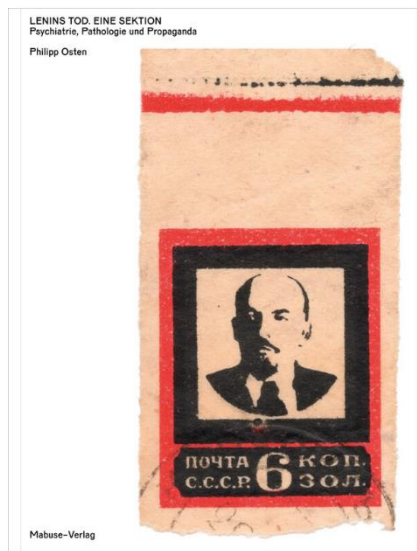




Philipp Osten

Lenins Tod – eine Sektion. Psychiatrie, Pathologie und Propaganda

Katalog zur Ausstellung im Medizinhistorischen Museum
Hamburg. Mit einem Essay von Heinz-Peter Schmiedebach

Mabuse-Verlag | Frankfurt am Main 2026
224 Seiten, Broschur | 42,00 €
ISBN 9783863217426

rezensiert von

Igor J. Polianski, Universität Ulm

Wenn ausgerechnet ein medizinhistorisches Museum eine Ausstellung über »Lenins Tod« ausrichtet, ist die Fragestellung bereits institutionell vorgezeichnet: Nicht die politischen Folgen seines Hinscheidens rücken hier in den Fokus, sondern jene Krankheit, an der Lenin zugrunde ging. Um eben diese Krankheit rankten sich über ein Jahrhundert hinweg Gerüchte, die den Gründungsmythos des ersten Arbeiter- und Bauernstaats der Erde bis ins Mark trafen. Nicht die titanische Überanstrengung der Geisteskraft hätte demnach Lenin ins Jenseits befördert, sondern die Lues, schlimmer noch: eine Neurosyphilis, die sich ausgerechnet im Gehirn des vermeintlich größten Denkers aller Zeiten eingenistet haben soll. War also eine der einschneidenden Zäsuren des 20. Jahrhunderts – je nach politischer Lesart als »Große Oktoberrevolution« oder als »bolschewistischer Putsch« bezeichnet – womöglich das Werk eines paralytischen Geisteskranken?

Im Vorfeld des hundertsten Todestags Lenins kam der Hamburger Medizinhistoriker Philipp Osten auf die zugleich naheliegende wie verblüffende Idee, dass die Antwort auf diese Frage ausgerechnet im Keller der Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf liegen könnte. Schließlich gehörte der einst berühmte Hamburger Ordinarius für Nervenheilkunde Max Nonne, dessen Teilnachlass sich heute dort befindet, zu jenem Konsilium deutscher Ärzte, das seit März 1923 an Lenins Krankenbett nach Moskau gerufen worden war. Tatsächlich fand sich unter den mehr als 200 Krankenjournalen, die Nonne über seine Privatpatienten geführt hatte, ein Band, der auch die gesuchte Krankenakte enthielt. Eben dieses unscheinbare, in seiner Bedeutung jedoch außergewöhnliche Archivstück wurde zum Schlüsselobjekt der im Februar 2025 am Medizinhistorischen Museum Hamburg eröffneten Sonderausstellung »Lenins Tod – eine Sektion« und zum Ausgangspunkt des gleichnamigen Begleitbands.

Blättert man in dem reich bebilderten Band, begegnet man einer Fülle von Personen, Orten, Objekten und Deutungszusammenhängen, die weit über das Titelthema hinausweisen. Zum einen widmet sich der Band jenem quasireligiösen Lenin-Kult, der den Revolutionär zum Erlöser

und Märtyrer erhob und sich nicht zuletzt den willfährigen Narrativen seiner Ärzte verdankte. Zum anderen entwirft es ein vielschichtiges Porträt Nonnes selbst: einer seinerzeit gefeierten Koryphäe der Neurologie, deren eigener Kult von der Weimarer Republik über die NS-Zeit bis in die Nachkriegszeit hinein systematisch gepflegt wurde. Rund um Nonnes Lebenswerk entfaltet der Band ein facettenreiches Panorama der Medizingeschichte seiner Zeit – ideengeschichtlich, institutionell, politisch und biografisch.

Der chronologisch erste Schwerpunkt gilt dem Ersten Weltkrieg, als das Deutsche Kaiserreich mit einer wachsenden Zahl traumatisierter Frontsoldaten konfrontiert war. Nonne, der einst bei Jean-Martin Charcot in Paris Hypnosetechniken erlernt hatte, avancierte in diesem Kontext zu einem berühmten, mitunter auch gefürchteten »Zauberheiler«. Während die deutsche Militärpsychiatrie zu Beginn des Kriegs in der Regel noch von der Diagnose »traumatische Neurose« ausging und sich am Konzept der Ruhetherapie in reizarmer Umgebung orientierte, setzte sich ab 1916 Nonnes Deutung als »Rentenhysterie« durch. Die Symptome der Soldaten – Schüttelzittern, Lähmungen, Stottern – galten demnach nicht mehr als Folgen von Gehirnerschütterungen durch Explosionen, sondern als Ausdruck unbewusster Wünsche nach Entlassung aus dem Dienst. Diese »Begehrensvorstellungen« sollten, so Nonne, durch autoritäre Hypnosuggestion in Verbindung mit schmerzhaften Stromstößen getilgt werden. Dass Nonne selbst diese Folterprozedur mit der »Dressur eines rohen Pferdes« verglich, zeigt, wie schmal die Grenze zwischen therapeutischem Zugriff und militärischer Disziplinierung damals war. Ostens Darstellung ist fachlich präzise, ohne sich dem fachfremden Leser zu verschließen. Wer die medizinhistorischen Hintergründe vertiefen möchte, findet im Band zudem einen ausführlichen Beitrag von Heinz-Peter Schmiedebach. Deutlich wird, dass der Erste Weltkrieg ein Übungsplatz jener Denkmuster und Kampfvokabeln war, die später in der nationalsozialistischen Medizin ihre volle Virulenz entfalten sollten: »Siegeswille«, »moralische Minderwertigkeit« und die Vorstellung, Krankheit sei nicht zuletzt ein Defekt der Haltung.

Als die NSDAP 1933 die Macht übernahm, wurde Nonne, damals 72 Jahre alt, emeritiert. Dem Kult um ihn an der Hamburger Universitätsklinik tat dies jedoch keinen Abbruch. Er blieb eine unbestrittene Autorität. Noch zu Lebzeiten benannte Hamburg 1942 eine Straße nach ihm. Das Buch dokumentiert, wie tief Nonne selbst im Ruhestand in die medizinischen Verbrechen des Regimes verstrickt war. In einer Denkschrift zeigte sich Nonne Anfang 1941 bemüht, Bedenken gegen die sogenannte Euthanasie zu zerstreuen. Damit war Nonne mitverantwortlich für die fast 5.000 Patientenmorde, die nach heutigem Forschungsstand für Hamburg nachgewiesen sind. Geradezu grotesk wirkt vor diesem Hintergrund, dass im Februar 1946 in einem Ermittlungsverfahren wegen Tötungen in sogenannten Kinderfachabteilungen ausgerechnet Nonne als Gutachter auftreten durfte. Vertuschung lag ihm dabei fern. Freimütig räumte er ein, er selbst habe für solche Fälle eine »Unterbrechung des Lebens« immer schon gewünscht.

Solche Unverfrorenheit scheint zu Nonnes Temperament gepasst zu haben. Das Buch liest sich stellenweise wie ein psychologischer Roman. Osten geht es offenbar aber weniger darum, ein weiteres Kapitel in der Dekonstruktion des Nonne-Kults zu schreiben, als vielmehr um jene grundsätzliche und nach wie vor keineswegs triviale Frage, wie das menschliche Versagen so vieler Ärzte während der NS-Zeit überhaupt möglich war. Für diese Fragestellung haben zuletzt besonders Ansätze aus dem Feld der Emotionsgeschichte neue Perspektiven zu eröffnen vermocht. Auch die im Band mit einer Fülle von Dokumenten porträtierte Figur Nonnes erweist sich als aufschlussreiches Zeugnis der ärztlichen Gefühlskultur jener Zeit.

Ein besonders sprechendes Dokument ist ein Theaterstück, das anlässlich von Nonnes Emeritierung im Oktober 1933 von seinen Kollegen im Eppendorfer Ärzte-Kasino aufgeführt wurde. Die Darbietung ist offenkundig darauf angelegt, den scheidenden Chef so zu zeigen, wie er sich selbst gerne inszenierte – mit gebotenem Augenzwinkern, versteht sich. Fast klischeehaft tritt hier ein zerstreuter Ordinarius auf: mit Goetheziten und derben Ärztestritten um sich werfend, schikaniert er Untergebene wie Patienten in jener selbstherrlichen Manier, die sein Geniestatus offenbar nicht nur erlaubt, sondern geradezu gebietet. Im Finale versetzt er einen Kriegsneurotiker in hypnotischen Todesschlaf und empfängt dafür den Lorbeerkranz.

Eine burleske Farce – und doch eine, in der die spätere Vernichtungslogik eines Regimes, das wenige Jahre darauf psychiatrische Patienten systematisch ermorden sollte, bereits gespenstisch ihren Schatten vorauswirft. Hier wie in weiteren Zeitdokumenten erscheint Nonne als typischer Vertreter des erzkonservativen Bildungsbürgertums, geprägt von jener »Kombination aus Elitebewusstsein und Überheblichkeit« (S. 92), aus der sich wohl auch seine gewisse Distanz zur NSDAP erklärt, der er nie beitrug. So reagierte Nonne 1941 als Mitherausgeber der »Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde« auf das Ansinnen des Propagandaministeriums, die Ausrichtung des Journals zu beeinflussen, mit heftigem Widerstand. Als geschulter Hypnotiseur konnte er es offenbar nur schwer ertragen, seinerseits zum Objekt politischer Suggestion gemacht zu werden.

Gehörte in dieselbe Reihe von Nonnes querulanten Idiosynkrasien auch der in zeitgenössischen Berichten greifbare Umstand, dass er, bislang ein bekennender Antisemit, während der NS-Zeit plötzlich in den Ruf eines vermeintlichen Philosemiten geriet? Osten widmet diesem bemerkenswerten Befund einen eigenen Kapitelabschnitt. Vor 1933 bewegte sich Nonne in einem Umfeld, in dem zahlreiche Kollegen jüdisch waren oder jüdische Familienangehörige hatten. Für Nonne bedeutete dies eine schädliche »Verjudung« der Medizin. Ebenso geht aus Ostens Analyse allerdings hervor, dass Nonne nach 1933 seine Verbindungen nutzte, um jüdische Kollegen bei der Suche nach Anstellungen im Ausland zu unterstützen. War diese Fluchhilfe lediglich von dem Wunsch motiviert, sie loszuwerden? Diese Frage lässt Osten offen. Man gewinnt allerdings den Eindruck, dass Nonne mit dem zunehmenden Verfolgungsdruck auf die Juden eine gewisse Selbstkorrektur vornahm. Eine beiläufige Bemerkung im Brief eines Kollegen, er billige wohl die »ganze Judenhetze«, veranlasste Nonne 1940 zu einem heftigen Protest. Als Spross einer Pfarrerdynastie habe er seine antisemitische »Stimmung« ererbt und stets den Mut besessen, sie offen zu zeigen, solange dies noch gefährlich gewesen sei. Genauso aber schrecke er jetzt nicht davor zurück, sich für »ehrliche Nichtarier« einzusetzen. Der Brief ist ein bemerkenswertes Zeitdokument, weil er die Differenz sichtbar macht zwischen einem kirchlich tradierten Antijudaismus und dem eliminatorischen Rassenantisemitismus der Nationalsozialisten: Der eine bereitete dem anderen den Boden, ging aber nicht einfach in ihm auf.

Bemerkenswert ist, dass in der erwähnten Hommage auf Nonne vom Oktober 1933, keinerlei Anspielungen auf seinen berüchtigten Antisemitismus zu finden sind. Dabei spart der Text keineswegs mit Hinweisen zu seinen fixen Ideen und Marotten. Einen kriegsversehrten Patienten etwa zieht Nonne kurzerhand an beiden Ohren. Er war, wie man sieht, für sein handgreifliches Verständnis ärztlicher Zuwendung durchaus bekannt. Womit wir wieder bei Vladimir Lenin wären – denn auch an dessen Krankenbett blieb Nonne sich treu: Während einer Visite am 14. Mai 1923 tätschelte er den Führer des Weltproletariats vertraulich am Kinn, woraufhin dieser, so steht es im Protokoll, »sehr zornig wurde«.

Diese Szene stammt allerdings nicht aus der von Nonne selbst geführten Krankenakte, sondern aus dem Tagebuch der russischen Lenin-Ärzte Aleksej Kozhevnikov, Vasilij Kramer und Viktor Osipov. Es lag bis zum Ende der Sperrfrist im Januar 2024 im Russischen Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte unter Verschluss. Einsehen durfte es ausnahmsweise nur der Neurologe Valerij Novoselov, der das Dokument edierte, seine Ergebnisse aber erst 2024 publizieren konnte.¹ In mancher Hinsicht ergänzt es die Erkenntnisse, die Osten aus seinen Quellen gewinnen konnte, um wesentliche Details. So zeigt sich etwa, dass Nonne häufiger als angenommen – mindestens zehnmal – mit Lenin zusammentraf. Ganz überraschend ist das nicht, wenn man erfährt, dass die deutsche Koryphäe für ihre Dienste 9.527 US-Dollar erhielt – ein Honorar, das damals ein Vermögen bedeutete. Vor allem aber ist die Publikation für die diffizile Frage aufschlussreich, an welcher Erkrankung Lenin letztlich starb.

Osten gibt sich diesbezüglich denkbar zurückhaltend und verweist darauf, dass retrospektive Diagnosen in der akademischen Medizingeschichte als Kunstfehler gelten. Was man von

¹ Valerij M. Novoselov, Dnevnik istorii bolezni Lenina, Toronto 2024.

solchen methodischen Enthaltensamkeitsgeboten auch halten mag: Die Frage, welche diagnostischen Schlüsse die historischen Akteure nach Maßgabe ihres damaligen Wissens selbst zogen, kann durchaus lege artis untersucht werden. Bekannt war bisher vor allem die in ihrer unbeabsichtigten Komik kaum zu übertreffende Erklärung des sowjetischen Volkskommissars für Gesundheitsschutz: »Die Krankheit trifft die verwundbarste Stelle. Eine solche Stelle war das Gehirn Vladimir Iljitschs.« Gestorben sei Lenin demnach an einer vorzeitigen Atherosklerose der zerebralen Gefäße – oder, volkspädagogisch eingängiger formuliert, an einer »Abnutzungssklerose«, erworben »infolge übermenschlicher Denktätigkeit«. In ihrer geradezu orthopädischen Unbeholfenheit mochte diese Diagnose einfache Gemüter in ehrfürchtige Scheu versetzen. Die ärztliche Fachwelt aber konnte sie kaum überzeugen. Denn ein solcher Befund war in der Neurologie jener Zeit schlechterdings unerhört.

Was erfahren wir nun aus Nonnes Aufzeichnungen zu diesem hochsensiblen Thema? In seinem Krankenjournal finden sich Notizen, die laut Osten eindeutig belegen, dass seine ursprüngliche Verdachtsdiagnose auf Lues lautete. Davon ging man offenbar auch auf russischer Seite aus. Diese Erkenntnis deckt sich mit Novoselovs Befund. Die unzensierten Originalaufzeichnungen der russischen Lenin-Ärzte, die er ediert hat, wurden offenbar bereits mit der Schere im Kopf verfasst. Ganz offensichtlich bemühten sich die Verfasser, die Diagnose nicht beim Namen zu nennen. Umso akribischer dokumentierten sie eine Kur, die damals nur bei Syphilis in Frage kam: Vom Sommer 1922 bis zu seinem Tod erhielt Lenin kontinuierlich Quecksilber-, Bismut- und Arsenpräparate. Kurz nach seinem Eintreffen in Moskau nahm Nonne am 21. März 1923 an einem Konsilium teil, das diese antiluetische Behandlung einmütig für richtig befand. Definitiven Aufschluss über Lenins Erkrankung konnte nach damaligem Stand jedoch nur die Obduktion liefern. Nonne selbst war dabei nicht anwesend. In seinem Krankenjournal findet sich jedoch ein von seinem schwedischen Kollegen Samuel Henschen verfasstes Protokoll. Demnach wurde eine generalisierte Verkalkung der Hirnarterien nachgewiesen, während die für Syphilis charakteristischen gummatösen Geschwüre fehlten. Damit war für Nonne, wie Osten resümiert, die »Syphilisdiagnose vom Tisch« (S. 27).

Diese Interpretation erscheint jedoch zumindest diskussionsfähig. Osten hebt selbst hervor, dass bereits die Umstände der Sektion, an der der Volkskommissar für Gesundheitsschutz persönlich teilnahm, auf die hohe politische Brisanz des Vorgangs hindeuten. Entsprechend trägt Henschens Obduktionsbericht einen unverkennbar politisch imprägnierten Charakter. In seiner Epikrise versteigt er sich sogar zu einer Polemik gegen »alles Gerede und Zeitungsgeschreibsel«, das einem Mann von der »übermenschlichen Kraft und Intelligenz« Lenins Syphilis unterstellte (zit. nach S. 27). Die demonstrative Parteilichkeit seines Kollegen dürfte Nonne kaum entgangen sein. Zwar geht aus dem Band hervor, dass Nonne sich noch Jahre später dagegen verwahrte, im Zusammenhang mit den Syphilisgerüchten auch nur genannt zu werden. Doch deutet diese Haltung wohl eher auf eine Verschwiegenheitsabrede hin, die durch das fürstliche Honorar besiegelt worden war, als auf Nonnes eigene diagnostische Überzeugung. Osten weist zudem darauf hin, dass sich damals jeder in Lebensgefahr brachte, der auch nur andeutete, Lenin könne an den Folgen einer Syphilis gestorben sein. Kein Wunder also, dass Nonne sich an die vereinbarte Sprachregelung hielt und Lenins »geistig überaus konsumierendes Leben« bemühte – als hätten sich Gehirnarterien durch das Ausarbeiten revolutionärer Traktate ebenso abnutzen können wie Kniegelenke durch jahrelange körperliche Arbeit. Kurzum: Angesichts des offenkundigen politischen Drucks auf alle Beteiligten wäre es geradezu überraschend gewesen, hätten die überlieferten Dokumente etwas enthalten, was im Politbüro der bolschewistischen Partei nicht erwünscht war.

Schließlich zeichnet das Buch auch die Dekonstruktion beider Kulte nach – des Nonne-Kults in Hamburg und des Lenin-Kults in Russland. Dabei sieht man aber: Das vielbeschworene »Ende der Geschichte« lässt weiter auf sich warten. Aktuelle Bezüge setzt der Autor zwar nur sorgsam dosiert ein, doch die historische Erzählung selbst hat es auch so in sich. Mustergültig zeigt der Band, was Medizingeschichte im Buch wie im Museum über die Grenzen des Fachdiskurses hinaus zu leisten vermag. Entlang der Biografie eines Nervenarztes wird die Geschichte der

Stadt Hamburg ebenso wie die deutsche und europäische Geschichte seit dem frühen 20. Jahrhundert in unterschiedlichsten Facetten erkundet und anschaulich gemacht. Zugleich schärft Ostens Analyse historischer Konzepte von Nervenleiden und des jeweiligen Umgangs mit ihnen den Blick dafür, dass Gesundheit, Krankheit und selbst der Tod keineswegs naturwissenschaftliche Konstanten sind. Sie erscheinen vielmehr als Teil kulturhistorischer Aushandlungsprozesse, häufig geformt und gerahmt durch handfeste politische oder ökonomische Interessen. Greifbar wird dabei nicht zuletzt jener fundamentale Wandel in der Definition von Norm und Devianz, den die letzten vier bis fünf Generationen durchlebt haben.

Zitierempfehlung

Igor J. Polianski, Rezension zu: Philipp Osten, Lenins Tod – eine Sektion. Psychiatrie, Pathologie und Propaganda, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2026, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 66, 2026, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82165.pdf>> [9.9.2026].